

Ökonomische Modelle und brüchige Welten – Joseph Vogls *Das Gespenst des Kapitals*.

1. Einleitung

Joseph Vogl entwirft in *Das Gespenst des Kapitals* eine Geschichte ökonomischen Wissens anhand der diskursiven Figur der Oikodizee, wobei der Begriff der Oikodizee die Auffassung der Konsistenz, Vorhersagbarkeit und selbstausgleichenden Kraft ökonomischer Phänomene bezeichnet. So besehen stellt Vogls Text einen weiteren Beitrag zu einer „Poetologie des Wissens“ dar, die die von ihr in den Blick genommenen Gegenstände nicht als gegeben annimmt, sondern sich stattdessen auf die Inszenierungsweisen und Darstellungsformen ökonomischen Wissens konzentriert: „So sehr sich nämlich die politische Ökonomie als Interventionswissen versteht, so sehr sie sich also dadurch auszeichnet, dass sie gleichermaßen eine Theorie wie eine Praxis ermöglicht, so sehr wird man ihre Geschichte darin erkennen müssen, dass sie die Gegenstände, auf die sie zugreift, selbst erst konstituiert“ (Vogl 2004: 13). Da sich ein ökonomischer Zusammenhang „weder auf eine Natur der Dinge noch auf eine wie immer geartete Natur des Menschen zurückführen lässt“ (ebd.: 11), ist Vogls Analyse dabei der Frage geschuldet, wie Bedeutung in ökonomischen Diskursen überhaupt hergestellt wird: „Literarischer Text und spekulatives Zeichenspiel stellen gleichermaßen ein Lektüreproblem“ (21).¹ Dabei wurde *Das Gespenst des Kapitals* bisher vor allen Dingen als kritische Analyse der jüngsten finanzökonomischen Krisen rezipiert, die die Prognosekraft ökonomischer Theorien radikal in Frage stellt. Das deutschsprachige Feuilleton las Vogls Essay überwiegend als „Entzauberung der Finanzwissenschaft“, die einen „Angriff auf die dorischen Säulen der Wirtschaftswissenschaften“ (Die Zeit) unternimmt, und so „den Glauben an die Alternativlosigkeit kapitalistischen Wirtschaftens nachhaltig erschüttert“ (Frankfurter Rundschau). Auffallend wenig war hingegen die Rede davon, welche Verfahrensweisen, Repräsentationsmuster und Zielsetzungen Ökonomie als Wissenschaft auszeichnen und inwieweit diese mit Vogls Lektüre ökonomischer Theorien korrespondieren.

1 Finden sich lediglich Seitenzahlen in Verweisklammern, so handelt es sich bei dem zitierten Werk um *Das Gespenst des Kapitals* (2010).

Dagegen möchte der folgende Beitrag Vogls Analyse stärker im Kontext seiner bisherigen Beschäftigung mit ökonomischen Denkfiguren verorten und anhand von Fallbeispielen ökonomischer Forschungspraxis nachvollziehbar machen. Im ersten Teil wird dementsprechend eine ausführliche Lektüre von Vogls *Gespens* um Zitate aus früheren Schriften des Verfassers² ergänzt, um Kontinuitäten, Korrespondenzen und Voraussetzungen seines Denkens deutlicher hervortreten zu lassen. Daran anschließend wird im zweiten Teil nach der Aussagekraft und Anwendbarkeit von Vogls Thesen im Rahmen einer kritischen Geschichte der Ökonomie gefragt, an den sich Vorschläge zur Erweiterung einer „Poetologie ökonomischen Wissens“ anschließen werden.

2. Das Gespens des Kapitals

Nach Vogl dreht sich ökonomisches Denken um die semiotische Frage „worauf das ökonomische Zeichenspiel, worauf Kursverläufe und die Kette von Notierungen verweisen – wie also die Serien von Preisen bzw. Preisschwankungen auf Börsen- und Finanzmärkten zu lesen und zu interpretieren sind und welche repräsentative Kraft in ihnen steckt“ (23). Folgt man dieser These, wird ökonomisches Denken zu einem privilegierten Gegenstand literaturwissenschaftlicher Analyse, wie Vogl ausführlich in seiner Habilitationsschrift *Kalkül und Leidenschaft – Poetik des ökonomischen Menschen* (2004) dargelegt hat – nicht zuletzt, da Literatur und Ökonomie seit Mitte des 17. Jahrhunderts einer gemeinsamen „Wissensordnung“ angehören, die „eine zentrale Position innerhalb der Aufklärung besetzt und politische, anthropologische, sozialphilosophische und ästhetische Dimensionen gleichermaßen umfasst“ (Vogl 2004: 12). Die Geschichte der Wissenschaften erscheint im Anschluss an Michel Foucault als „eine diskursive Praxis, deren Objekte sich weder in der Evolution einzelner Fächer und Disziplinen noch in einer wissenschaftlichen Rationalität überhaupt auflösen lassen“ (Vogl 1999: 10), indem sie „wissenschaftliche Aussage[n] in einem heterogenen Komplex von Praktiken und Prozeduren lokalisiert“ (ebd.: 11).

Die Lektüre literarischer Texte verbindet sich dabei mit dem Studium nicht textuell verfasster Quellen, indem sie ihr Augenmerk auf Machtverhältnisse, diskursive Praktiken und die mit ihnen einhergehenden Erkenntnisanstrengungen (vgl. ebd.: 11) legt und „etwa noch in einem statistischen Diagramm, in einer Karte, in einer Aufzählung, in einer Kurve bestimmte Regelsysteme für die Organisation von Wissensfeldern erkennt“ (Vogl 2004: 13). So folgt Vogl auch im

2 *Poetologien des Wissens um 1800* (1999), *Zeit des Wissens* (2000), *Kalkül und Leidenschaft. Poetik des ökonomischen Menschen* (2004).

Gespenst des Kapitals der Annahme, „dass jede Wissensordnung bestimmte Darstellungsoptionen ausbildet, dass in ihrem Inneren besondere Verfahren wirksam sind, die über die Möglichkeit, über die Sichtbarkeit, über die Konsistenz und die Korrelation ihrer Gegenstände entscheiden“ (ebd.: 13), die er hier mit dem Begriff der Oikodizee erfassen möchte.

Die Oikodizee

Die Rede von der Oikodizee verleiht der Hoffnung Ausdruck, dass das „Marktgeschehen ein exemplarischer Schauplatz von Ordnung, Integrationsmechanismen, Ausgleich, sinnvollen Allokationen und somit von gesellschaftlicher Vernunft sei“ (27). Analog zum philosophischen Begriff der Theodizee ist mit ihm ein bestimmtes Menschenbild, eine Ontologie des Sozialen, verbunden, der Vogls besonderes Interesse gilt. Dabei verfügt der Begriff der Oikodizee selbst über eine komplexe, bisweilen widersprüchliche Geschichtlichkeit, der Vogl in episodischen Schilderungen und „eine[r] Art nominalistischer Kritik der Geschichte, die das Beharrungsvermögen von Ausdrücken und Themen nicht mit begrifflichen und sachlichen Kontinuitäten verwechselt“ (Vogl 2004: 13), beizukommen sucht.

Wurden in älteren Schriften im privaten Gewinn noch öffentliche Einbußen erkannt, so ist es seit den naturrechtlichen und moralphilosophischen Diskursen des 17. Jahrhunderts das Verfolgen der eigenen Interessen, das, vermittelt über den Markt, das Beste für die Gesamtheit motiviert. Laut Vogl sind Interessen das „Substrat“ des homo oeconomicus, das Medium, „das Regungen mit Handlungen und Handlungen mit Kommunikationen verknüpft“ (38): Ordnung wird nicht länger durch ein äußerliches Gesetz oder einen Regenten geschaffen, der neue Mensch folgt rational und passionell seinen Interessen. Der Markt wird so zum Schauplatz für die „Verwirklichung praktischer Vernunft“ (46) und dient fortan „zur Klärung eines anderswo unübersichtlichen und opaken sozialen Verkehrs“ (54), den Adam Smith in *The Wealth of Nations* (1776) durch die Rede von der „invisible hand“ begrifflich zu umfassen sucht, indem er „das Gewinnstreben des einzelnen zum ‚Wohl der Allgemeinheit‘ wendet“ (Vogl 2004: 45).

Der Körper des Gemeinwesens und der Staatskörper bilden fortan eine verhängnisvolle Einheit, indem sie als berechen- und manipulierbare Größen gedacht werden können (vgl. ebd.: 56ff.). Ökonomische Analyse wird zur Wissenschaft von menschlichen Verhaltensweisen überhaupt, die den homo oeconomicus mit seinen Neigungen und Trieben immer abstrakter erscheinen lassen, bis sie ihn zum *rational fool* erklärt (139). Die Vollendung des ökonomischen Menschen besteht paradoxerweise in seiner sich langsam vollziehenden De-

Anthropologisierung (vgl. 134), die jeden Zweifel an der Richtigkeit „ökonomische[r] Glaubenssätze“ (29) zu eliminieren sucht.

Verstörungen der Oikodizee

Vogl folgt der Figur der Oikodizee und ihren Wandlungen durch drei wesentliche diskursive Verstörungen, verursacht durch Ereignisse – die von zeitgenössischen Texten als „besondere Situation“ (*black swan*) interpretiert werden – die das Vertrauen in die Funktionsweise der Oikodizee erschüttern und somit die jeweilige ökonomische Theorie vor neue Herausforderungen stellen.

Die erste entscheidende Verstörung identifiziert Vogl im Jahr 1797: Auf der einen Seite das Scheitern der Assignaten im revolutionären Frankreich und auf der anderen der englische Parlamentsbeschluss, dass die Bank von England keine beständige Deckung des umlaufenden Papiergelds mehr garantieren muss. Die unterschiedliche Funktionsweise von englischem und französischem Papiergeldsystem schlägt sich in unterschiedlichen ökonomischen Infrastrukturen nieder und führt zu unterschiedlichem Wissen vom „Geld-, Zahlungs- und Zeichenverkehr“ (71). Während die Insolvenz des französischen Staates das Assignatenprojekt, dessen doppelte Identität als Zahlungsmittel und Anleihen problematisiert wurde, beendete, begründete die Zahlungsunfähigkeit Englands gerade ein neues System, in dem die Banknoten nun Metallgeld substituierten. Banknoten dokumentieren so das Nichtvorhandensein einer Gegenleistung; sie funktionieren „als Zirkulationsmittel nur durch den Verzicht auf die Realisierung dieses Anspruchs“, sind „Geld und Versprechen auf Geld zugleich“ (76). In Vogls semiotischer Analyse bedeutet dies, dass die Banknote paradoxerweise den „Verweis auf ein ‚Da‘ wie auf ein ‚Fort‘ in ein und demselben Akt“ umschließt (76).

Die episodische diskursive Verwerfung, mit der Vogl das ökonomische Wissen um 1800 charakterisiert, ist die Irritation, dass sich der Kredit, „die Geldschöpfung aus nichts“, „die fortlaufende Weitergabe von Schuld“ und somit die „Logik des Kapitals“ nicht auf eine Mechanik des Tausches zurückführen lässt. Das System wird so gerade durch sein Ungleichgewicht in Bewegung gehalten. In Zusammenhang mit diesem Paradox entstehen die ersten Geldtheorien, die mit einer Verzeitlichung des Systems reagieren: Jede Zahlung ist „ein (uneinlösbares) Zahlungsversprechen, jedes Haben zugleich ein Nicht-Haben, jedes Zuviel ein Zuwenig, jeder Überfluss eine Knappheit und der Zusammenbruch des Systems nur durch seine endlose Fortsetzung vermeidbar, d.h. aufschiebbar“ (78). Die Zeichen verlieren so ihren repräsentativen Charakter, denn statt Tausch und Gegentausch wird die Zirkulationssphäre autonom und setzt sich von der Produktion ab. Zeit wird vom Zyklus und Kreis zu einer zur „Linie ausgezogene[n] Temporalität“ (83), zu einer „verzeitlichten Selbstreferenz“, die nicht mehr als

„Schall und Rauch“ gilt, sondern zu einem produktiven Faktor wird (79). Somit macht die „Unterscheidung von wirklichen und fiktiven Werten, von natürlichen und künstlichen Reichtümern, von materiellen und immateriellen Gütern, von realer und virtueller Ökonomie“ (81) nur mehr wenig Sinn. Die Fragen der ökonomischen Theorien drehen sich im Zeichen der Oikodizee somit darum, wie Geldsurrogate stabilisiert werden müssen, wie die Kräfte des Markts mit den Kräften von Finanzmärkten korrespondieren und wie die nun künstlichen, nicht mehr naturwüchsigen Mechanismen der Finanzmärkte Ausgleich herbeiführen können. Die Bank von England kehrt innerhalb weniger Jahrzehnte zur Konvertibilität der Banknoten zurück, der Metall- oder Goldstandard erlangt in der Folge für monetäre Gleichgewichtsvorstellungen „geradezu mythologische Bedeutung“ (83).

Eine ähnliche Verstörung, eine Verhandlung einer Krise der Repräsentation, macht Vogl in den Auseinandersetzungen um das Ende des Bretton-Woods-Systems 1973 aus, die die Bindung der Währungen an den Dollar und dessen Verankerung in Gold lösten. Vogl spricht hier von der „ökonomische[n] *condition postmoderne*“, von einem „Regime flottierender Signifikanten ohne Anker und Maß, ohne die Sicherung durch ein transzendentes Signifikat“ (87). Somit ergibt sich eine nahezu „experimentelle Situation“, in der sich Wirtschaftsprozesse als „verwirklichte Wirtschaftstheorie“ herausgestellt haben werden: In der Produktion neuer Märkte sollte sich die Konsistenz einer kapitalistischen Oikodizee noch einmal und endgültig bewahrheiten (vgl. 88). Die ökonomische Theorie entwickelt nun Finanzinstrumente, die über die Marktmechanismen Sicherheit garantieren sollen: Das Hedgen von schwankenden Währungskursen durch Terminkontrakte und Wetten auf mögliche Preisdifferenzen lassen einen spekulativen Markt entstehen, der auf dem Unterschied von gegenwärtigen und zukünftigen Preisen basiert und „ausgleichende Wirksamkeit“ erweist. Wert wird nun weder von Staaten noch von Goldreserven, sondern lediglich vom Markt selbst garantiert. Vogl: „Das Börsengeschäft ist zum Maß für die Finanzökonomie, der Finanzmarkt aber zum Markt aller Märkte und zum Modell des Marktgeschehens überhaupt geworden“ (90). Dabei beziehen sich im selbstreferenziellen Marktgeschehen Preise nicht auf Waren, sondern wieder auf Preise. Durch die Verknüpfung von Zahlungen und Investitionen mit der Erwartbarkeit von Erwartungen auf weitere Zahlungen und Investitionen wird Unsicherheit mit Preisen für diese Unsicherheit verrechnet und somit eine ausgleichende Kraft von Termingeschäften, also Bändigung der Zeit und somit wieder ein autoregulativer Charakter „der Ökonomie“ behauptet. Die Oikodizee findet sich hier wieder, als prominentes Beispiel führt Vogl die Black-Scholes-Differentialgleichung an, mit der zukünftige Risiken in aktuelle Zahlungen umgewandelt werden. Zu-

kunft erhält also einen Preis, Stabilität wird über die Entzeitlichung dynamischer Systemprozesse gewonnen.

Ökonomie als Wissenschaft

Was mit diesen Verwerfungen auf dem Spiel steht, ist laut Vogl das Konsistenzverlangen ökonomischer Theorie (142). So kommt die Frage der Oikodizee der Frage nach der Geltung und Rechtfertigung ökonomischen Wissens überhaupt gleich. Dessen epistemischer Anspruch muss schließlich auf einem konsistenten Gegenstand beruhen, den die ökonomische Theorie in verschiedenen Gleichgewichtskonzeptionen behauptet (53), „die allesamt die Haltbarkeit einer liberalen oder kapitalistischen Oikodizee“ manifestieren (29).

Die Gleichgewichtsbehauptung ökonomischer Theorie basiert laut Vogl auf einer Analyse der Wirtschaft nach dem Vorbild naturwüchsiger Gesetzmäßigkeiten. Ob vor dem Hintergrund der Newton'schen Gravitationsphysik, der Hydrodynamik von Strömen oder der Energetik, es gehe immer um die Frage, wie „Ausgleich und Stabilität in komplexen ökonomischen Austauschbeziehungen überhaupt, d.h. rechnerisch möglich sind“ (59). In den kleinen, formalen Modellwelten der „modernen politischen Ökonomie“ wird das System schließlich nach seiner Einfachheit und Schönheit bewertet. Welche Form „der Ökonomie“ auch gegeben wird – Gleichgewichtsannahmen sind eine theoretische Notwendigkeit, denn „[n]ur durch sie wird die Systemhaftigkeit ökonomischen Wissens garantiert“ (60). Und das ist es, was nach Vogl die Ökonomie schließlich als Wissenschaft ausmacht und ihren Status als Diskurs und theoretische Praxis bestimmt: Sie folgt selbst einem Ökonomieprinzip, indem sie soziale und kulturelle Komplexität reduziert und auf „sparsame Modelle“ und „wirksame Simplifikationen“ (54) setzt.

Die Wirksamkeit ökonomischer Modelle, ihre performative Kraft, sieht Vogl zum einen im „prospektiven Realismus“ der wissenschaftlichen Ökonomie: dass ihre Behauptungen zwar nicht wahr sind, aber eben wahr sein könnten (55) und dass die mögliche Welt des Marktes a priori machbar ist. Hier verweist Vogl auf die „Wirksamkeit eines sozialen Imaginären [...], d.h. die Effizienz von Fiktionen, die das Selbstverständnis von Gesellschaften instruieren, soziale und symbolische Praxen ausrichten und intuitiv gerechtfertigte Bilder oder Evidenzen für Funktionsbegriffe und Handlungsoptionen bereitstellen“ (55). Modelle entwerfen so die wirksame Utopie eines alles umfassenden und alles ausgleichenden Marktes (110f.). Zum anderen beschreibt Vogl auch eine direktere Form der Performativität ökonomischer Theorie am prominenten Beispiel der Black-Scholes-Differentialgleichung als Fortsetzung älterer Gleichgewichtstheoreme. Als diskursives Produkt bietet die Gleichung eine mathematische Repräsentation gängi-

ger Marktlogiken, dient aber nicht nur lediglich der Prognose, sondern richtet Protokolle ein, nach denen die Märkte selbst operieren (105). Dem Modell komme so die Rolle einer „technisch implementierte[n] Wirtschaftstheorie“ und damit „einer generelle[n] politische[n] Regulierungstechnik“ (110) zu, die jene ökonomischen Gegebenheiten selbst geschaffen hat, als deren Spezialwissen sie sich ausweist (vgl. 175).

Komplexität und Unsicherheit

Für Vogl folgen die Modelle der Ökonomie der Legende, dass es „reine“ ökonomische Sachverhalte gebe, die sich zu einem konsistenten und effizienten System fügen würden, welches sich wiederum historisch evolutionär von „einfachen Bedarfslagen über Märkte, Handel und Geldwirtschaft zu einer weltweiten Finanzordnung“ entwickelt hätte (174). Besonders offensichtlich wird dies in Differentialgleichungsmodellen wie der Black-Scholes-Gleichung, die bereits durch die Darstellung einer Systemlösung in Form einer Differenzialgleichung den Nachweis regulärer Invarianten verlangt und damit jeden diskontinuierlichen oder chaotischen Gang ausschließt (110). Vogl konstatiert, dass es jedoch gerade die Diskontinuität und das Chaos sind, die ökonomische Prozesse auszeichnen und nicht jene zeitlosen Stabilitätsphasen „der“ ökonomischen Wissenschaft: „Der Raum dieses Wissens ist vielmehr unwiderruflich heterotopisch geprägt, er besteht aus disparaten Stellen und Orten und widersetzt sich einer einheitlichen, d.h. perspektivischen Repräsentation: es gibt keine einheitlich strukturierte und einheitlich datierbare Welt“ (Vogl 2000: 146).

Ohne also von einem kontinuierlichen evolutionären Prozess oder einem einheitlichen Begriff „des Kapitalismus“ als homogenem System zu sprechen, charakterisiert Vogl Kapitalismus durch eine „bestimmte Art und Weise, das Verhältnis zwischen ökonomischen Prozessen, Sozialordnung und Regierungstechnologien nach den Mechanismen der Kapitalreproduktion zu organisieren“ (131). Von einer bestimmten Produktionsweise kann somit nur unter der Voraussetzung einer filiativen Kapitalform gesprochen werden. Kapital wiederum produziert nicht nur Ware und Mehrwert, sondern das Kapitalverhältnis selbst, „jede ökonomische Produktion“ reproduziert auch „eine spezifische Aufteilung des sozialen Felds“ (133). „Ökonomie“ ist demnach nie als geschlossenes Teilsystem zu betrachten, vielmehr verwandeln sich alle möglichen menschlichen Tätigkeiten zu abstrakter Arbeit (vgl. Vogl 2004: 430ff.). Im Rückgriff auf Marx konstatiert Vogl, dass in der „maßlosen Bewegung G-W-G‘ die sozialen Bedingungen bei der Produktion von Mehrwert unsichtbar werden. „Die Differenz zwischen den“ – seit der Chrematistik problematisierten – „beiden Geldfunktionen“ (einerseits die Vermittlung von Gebrauchs- und Tauschwerten, andererseits der Finanzie-

rungsstrom, d.h. ein „zirkulierender Mehrwert im Banken- und Kreditgeld“) ist „unkenntlich gemacht“. Der Wert erhält somit die Marx'sche okkulte Qualität „Wert zu setzen, weil er Wert ist“ (132).

In Bezug auf die rezente Geschichte des Kapitalismus greift Vogl schließlich die Idee der Finanzialisierung als Figur eines neuen „*contrat social*“ auf, wobei die Reproduktion von Finanzkapital „zum Modell für alle anderen ökonomischen, sozialen und kulturellen Formen der Reproduktion“ wird (115). Hier findet der Chrematismus seine „effektive Vollendung“, indem die Entgegensetzung von „natürlichem“ und „künstlichem“ Wachstum letztlich behoben wird (140). Der neue Produktivfaktor ist der „ganze“ Mensch, das Ökonomische beinhaltet nicht nur mehr rationalistisches Gewinnkalkül allein, sondern weitet sich auf die Kapitalien der Alltags-, Lebens- und Beziehungswelt aus (136).

Geht es nun um die Erklärung von Finanzkrisen wie der jüngsten „der Jahre 2007ff.“ (163), so können die verschiedenen Gleichgewichtskonzeptionen der Ökonomie nach Vogl lediglich anekdotische Erläuterungen bereitstellen (154). Die krisenhafte Dynamik der Finanzökonomie lässt sich vor allem durch eine Verwerfung unterschiedlicher Zeitordnungen kennzeichnen, die Vogl mit Hans Blumenberg „Erlebbarenkeiten des Zeitenzerfalls“ nennt. Einander gegenüber stehen sich ökonomische Zeit („maßlos, leer, unbestimmt, proleptisch und abstrakt“) und historische Zeit („angefüllt, konkret, bestimmt, irreversibel und beschränkt“) (173). Es sind eben gerade die „besonderen Situationen“, „im destabilisierenden Einbruch historischer Zeit“, die den Charakter ökonomischer Prozesse auszeichnen und nicht die von der ökonomischen Wissenschaft konstatierten „zeitlosen Stabilitätsphasen“ (151). Im Anschluss an Kants Kritik an der Theodizee stellt Vogl schließlich fest, dass die „irrationalen Exuberanzen“ (Green-span) gerade nicht Ausnahmefälle darstellen, sondern reguläre Prozesse eines inhärent instabilen Getriebes kapitalistischer Ökonomien sind (28). Im krassen Gegensatz zu den Prämissen ökonomischer Theorie ist die Ökonomie eben kein geschlossenes, homogenes, steuerbares und vorhersagbares System.

Somit meldet Vogl Zweifel an, ob die „klassische und neoklassische Begrifflichkeit“ ausreicht, um die Dynamik von finanzökonomischen Prozessen zu fassen und präsentiert zwei Ansätze alternativen ökonomischen Wissens, jene von Hyman Minsky und Benoît Mandelbrot. Minsky weist darauf hin, dass Krisen und Zusammenbrüche nicht durch äußere Erschütterungen verursacht werden, sondern der Eigendynamik der Finanzökonomie selbst geschuldet sind. Es kann also nicht von einem selbstregulierenden System gesprochen werden, der Finanzmarkt wird im Gegenteil durch seine „Ruhe beunruhigt, durch seine Stabilität destabilisiert und gerade sein effizientes Funktionieren wird ganz und gar dysfunktional“ (162). Mandelbrot wiederum beschreibt den Finanzmarkt als organisiertes Chaos mit fraktaler Struktur, die „zwar beschreibbar, nicht aber

durchgängig erklärbar“ (144) ist. Im Gegensatz zum Erkenntnisprinzip der neoklassischen Ökonomie münde Mandelbrots „Mathematisierung ökonomischer Bewegungen“ in einen Verzicht auf die Suche nach allgemein geltenden Gesetzen. Sein Denken weise nicht „in ein Reich konsistenter Ordnungssysteme, sondern ins Feld historischer Kontingenz“ (148), dem auch Vogls Interesse gilt.

Dementsprechend beschließt Vogl seine Darstellung mit der Forderung nach dem Ende der Oikodizee, nach einer „Denaturierung ökonomischen Wissens, seine[r] Herauslösung aus dem alten providentiellen Hang und seine[r] Überstellung in ein offenes historisches Feld“. Eine solche „Enttheoretisierung des Ökonomischen“ bzw. „Säkularisierung ökonomischen Wissens“ soll dazu beitragen, dass ökonomische Operationen nicht mehr als homogenes Ordnungssystem erscheinen, sondern als „Konglomerat verschiedener kultureller Technologien, mit denen man Ungewissheiten zu beherrschen, Gefahren vorwegzunehmen, Kommunikationen zu strukturieren, das Verhältnis von Leuten und Dingen zu interpretieren, Machtvorteile und Ertragsaussichten zu sichern versucht“. Dies bedeutet in letzter Konsequenz einen Realismus, der „den Blick von Modellierung konsistenter Systemideen auf die Heterogenität von Entstehungsbedingungen, Herkünfte und tatsächlichen Praktiken lenkt“ (175f.).

3. Ökonomische Modelle und brüchige Welten

Im Zentrum des *Gespensts des Kapitals* steht Vogls Kritik am „Konsistenzverlangen“ ökonomischer Theorie, an ihrer Tendenz, komplexe Systeme zu vereinfachen, um am Bild einer einzigen, besten möglichen Welt festzuhalten. Vogls Text handelt dabei nicht nur vom Konzept des Marktes als Modell, sondern auch von den mathematischen Repräsentationen der Wirtschaft, wie sie von der als wissenschaftlich geltenden Ökonomie entworfen werden (54f.). Dadurch wird die Geschichte der Ökonomie zu einer Geschichte der „Formalisierung“, die Vogl „am Leitfaden markanter Kreuzungspunkte“ beschreibt, „an denen ökonomische Funktionsideen direkt nach dem Vorbild natürlicher Gesetzmäßigkeiten modelliert werden“ (58). Seine Erzählung mag nun dazu angetan sein, hegemoniale ökonomische Theorie eines sogenannten Mainstreams zu charakterisieren, sie gilt aber nur eingeschränkt als Geschichte der Politischen Ökonomie von Smith bis zum heutigen Tage.

Ökonomisches Modellieren als Praxis

Im Zuge des *practical turn* in der Wissenschaftsgeschichte und Wissenschaftsphilosophie der letzten 30 Jahre wurde ökonomische Modellierung als wissen-

schaftliche Praxis in Betracht genommen und anhand von mehreren *case studies* untersucht. Ein prominentes Beispiel hierfür bilden die Arbeiten von Mary Morgan und Marcel Boumans. Der *practical turn* reagierte ursprünglich auf Arbeiten der Social Studies of Science, die mit sozial- und kulturanthropologischem Rüstzeug im Labor arbeitende WissenschaftlerInnen als Beobachtungsobjekt wählten. Eine „thinking science“ (Merz/Knorr Cetina 1997: 74) wie die Ökonomie speist sich aber nicht aus einer kollektiven Anstrengung im Labor; ihre Instrumente reduzieren sich auf Stift und Papier, der Arbeitsvorgang besteht aus Denken, dem Formulieren von Gleichungen, dem Schreiben, der Verfertigung von Gedanken durch das Aufschreiben, dem Experimentieren mit verschiedenen Ideen, Formeln, Parametern, etc. Das Ergebnis dieses Prozesses ist nicht vorwegnehmbar, sondern formiert sich erst durch dessen Störungen, Widerstände und Unklarheiten. Diese sind jedoch in den Endprodukten, den „small-scale objects depicting aspects of the economy that can be analyzed and manipulated in various ways“ (Morgan i.E.: 12), nicht mehr sichtbar.

Den Herstellungsprozess eines ökonomischen Modells zu beobachten, vor allem, wenn er zeitlich weit zurückliegt, stellt dementsprechend eine besondere methodische Herausforderung dar und ist, insbesondere ohne Primärquellen wie Notizhefte, Schmierzettel, etc., kaum zu rekonstruieren. Die einzige vorhandene Quelle bildet das fertige Endprodukt, der ökonomische Artikel, der keine Abbildung des *trial-and-error*-Forschungsprozesses darstellt, sondern eine nachträgliche Konstruktion, die unter anderem den Publikationsriten der jeweiligen Community entsprechen muss. Der Literatur folgend kann das fertige Modell nichtsdestotrotz Aufschluss über einen abstrakten Modellierungsprozess, wenn auch nicht über den wie auch immer gearteten „tatsächlichen“ Herstellungsprozess, geben, indem es dekonstruierend in seine Einzelteile zerlegt wird (vgl. Boumans 1999: 95).³ Dementsprechend erachtet Morgan vier bestehende Beschreibungsansätze für Modellkonstruktion als zulässig: *visualizing*, *idealizing*, *choosing analogies* und *recipe making* (Morgan i.E.: 20). Letzterer stammt von Boumans (1999; 2005), der Modellkonstruktion mit „baking a cake without a recipe“ vergleicht: Auf Basis des Wissens, wie ein Kuchen aussehen soll, und der Hauptzutaten wird ein *trial-and-error*-Prozess in Gang gesetzt, bis das Resultat zufriedenstellend ist. Die verschiedenen Zutaten von ökonomischen Modellen sind dabei die Sedimente früherer Forschung – Versatzstücke von Theorien, mathematische Konzepte und Techniken, *stylized facts*, empirische Daten, andere Beobachtungen, Analogien und Metaphern. Es ist der mathematische Formalismus, der den größten Stellenwert unter diesen Zutaten einnimmt, funktioniert er doch als „homogeniser and harmoniser“ (Boumans 2005: 4), der dem Modell seine

3 Zum Modell als praktisches Ergebnis eines Forschungsprozesses und nicht rein rhetorisches Konstrukt, siehe vor allem auch Breslau und Yonay (1999).

Wirtschaftswissenschaft als Oikodizee?

Diskussionen im Anschluss an Joseph Vogls Gespenst
des Kapitals

Pahl, H.; Sparsam, J. (Hrsg.)

2013, VI, 234 S., Softcover

ISBN: 978-3-658-00125-4